Bundesverkehrsminister Hauff: Widerstand aus Niedersachsen

übernehmen. Die Industrie versprach überdies, die Arbeiten günstiger zu erledigen: Landeinwärts wollten sie um 18 Prozent, in den Flußmündungen gar um 24 Prozent billiger baggern.

Die Gutachter des Rechnungshofes bestätigten die Offerte der Industrie: Der Staatsbetrieb sei in der Tat zu teuer. Er beschäftige zuviel Leute, das Gerät sei veraltet. Künftig sollte der Staat auch die Privatindustrie mit Aufträgen für die Flußbaggerei bedenken.

Nach dieser Empfehlung tat der Haushaltsausschuß des Bundestages sofort das Naheliegende: Er bildete eine Untersuchungs-Kommission. Fünf Abgeordnete unter dem Vorsitz des SPD-Kanalarbeiters Hein Müller (Nordenham) sollten in dieser Naßbagger-Kommission der Sache auf den Grund gehen.

Doch das Bundesverkehrsministerium signalisierte Widerstand gegen eine Privatisierung. „Seit Generationen", tönte Hauptpersonalrat Willi Altvater, „erledigt der Regiebetrieb die Unterhaltungsarbeiten in den Wasserstraßen. Natürlich Gewachsenes kann man nicht einfach beseitigen."

So fuhren die Abgeordneten zunächst einmal an die Weser und besichtigten natürlich Gewachsenes. „Die Gesichter bei den Privaten", fand FDP-Naßbagger-Kommissar Klaus Gärtner, „schauten genauso freundlich wie beim Staatsbetrieb."

Den Naßbagger-Spezialisten enthüllte kurze Zeit später allerdings Ministerialrat Fritz Mohrmann vom Bundesverkehrsministerium, in der Privatwirtschaft würde 14 Stunden pro Tag gearbeitet. Der Regiebetrieb dagegen verfahre streng nach Erlaß, wonach es keine „unnötigen Überstunden" geben solle.

Auch die Gewerkschaften regten sich. Besonders die ÖTV drängte die Sozialdemokraten, auch nur eine Teilprivatisierung der staatlichen Naßbaggerei zu verhindern. ÖTV-Chef Heinz Kluncker fürchtet, daß sonst ein Zeichen für weitere Privatisierungen im öffentlichen Dienst gesetzt würde.

Die Sozialdemokraten verzögerten von Jahr zu Jahr die Naßbagger-Entscheidung im Haushaltsausschuß.

Kurz vor den Bundestagswahlen 1980 gab die Naßbagger-Kommission dann vorerst auf. CDU und FDP stimmten für eine allmähliche Privatisierung der staatlichen Naßbaggerei, die SPD dagegen.

So kam der Streitfall schließlich in diesem Jahr auf die Tagesordnung des Koalitions-Kränzchens in Bonn. Schmidt versuchte zu schlichten und schlug vor, zunächst dreißig Prozent der staatlichen Daueraufträge an private Baggerbetriebe zu vergeben.

Schon schien der jahrelange Hader durch das Machtwort des Kanzlers beendet, da kam Widerstand von unvermuteter Seite. Helmut Rohde, stellvertretender SPD-Fraktionsvorsitzender, und Jürgen Linde, Parlamentarischer Geschäftsführer der SPD, meldeten sich zu Wort. Im nächsten Jahr, klagten die beiden Niedersachsen, werde in ihrem Bundesland gewählt; da die Naßbaggerei dort eine große Rolle spiele, sollte das Problem doch lieber noch einmal neu durchdacht werden.

Nun prüft der Rechnungshof wieder. Denn Volker Hauff hat ein neues Zahlenwerk präsentiert, und das belegt: Der staatliche Baggerbetrieb hat inzwischen so tüchtig rationalisiert, daß er billiger arbeitet als die privaten Konkurrenten.

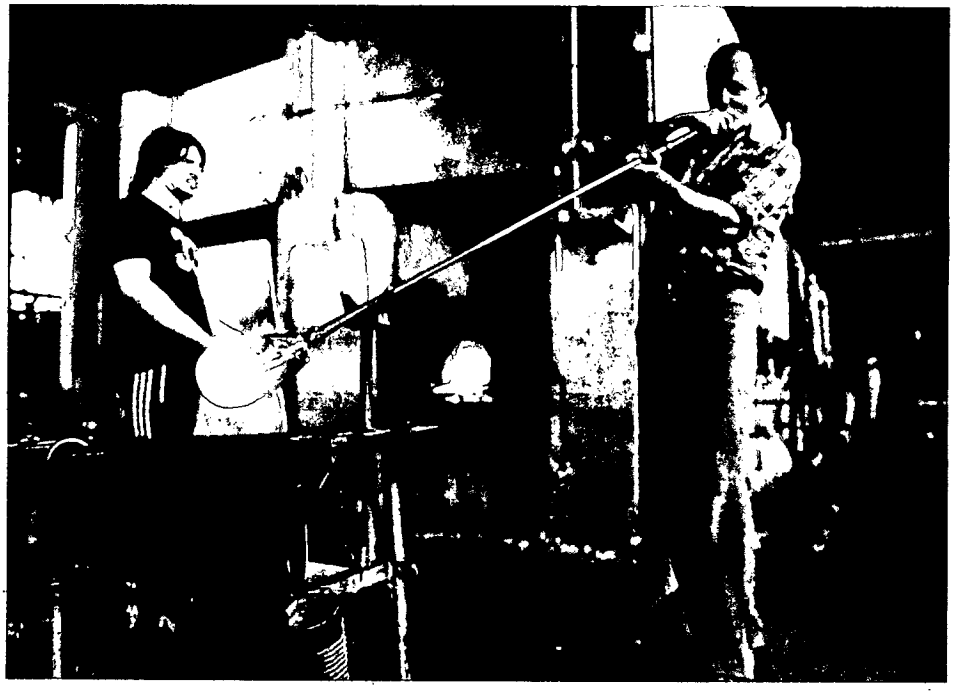
ARBEITNEHMER

Gut zufrieden

Eine kleine Glashütte im Nordhessischen, einst umstrittenes Symbol für die Beteiligung der Werktätigen an Produktionskapital, gedeiht prächtig.

In Immenhausen, einer beschaulichen Kleinstadt nördlich Kassels, schien das westdeutsche Wirtschaftsgefüge zu wanken: Der Deutsche Gewerbeverband vermeldete ein „Modell lupenreiner sozialistischer Machtergreifung".

Die Katastrophe hatten 250 Glasbläser eines mittelständischen Unterneh-



Süssmuth-Glasbläser: „Wir haben Schwein gehabt"

mens ausgelöst. Weil ihr Chef die Firma zielsicher an den Rand des Ruins geführt hatte, waren die Werktätigen eingesprungen: Die Glashütte Süssmuth GmbH gehörte nach dem Verzicht des Inhabers den Arbeitnehmern.

Jetzt, gut zehn Jahre später, scheint es, als sei am Sozialismus doch was dran. Noch immerhin knapp 200 Immenhausener fertigen schmucke Kelche und Vasen, Leuchten und neuerdings exquisite Keramik. Auch die Finanzen stimmen. Der Umsatz stieg im letzten Jahr um runde zehn Prozent auf über 11 Millionen Mark, und mit dem Gewinn ist Arnulf Geißler, der die Geschäfte führt, „gut zufrieden".

Doch die Idylle täuscht darüber hinweg, wie schwer es den Immenhausener Pionieren fiel, sich in den verschlungenen Pfaden des Wirtschaftslebens zurechtzufinden.

Süssmuth-Chef Geißler: „Wir verkaufen keine Weltanschauung, sondern Glas"

Zwar machten sich die Werktätigen anfangs wie besessen daran, den überalterten Betrieb in Schwung zu bringen. Nach Feierabend wurde ein neuer Glasofen gebaut. Um die Schulden zu verringern, beschloß die Belegschaft, die Rückstellungen für die Alterssicherung der Pensionäre in die Firma zu stecken. Schließlich verzichteten die Arbeitnehmer sogar auf ein Weihnachtsgeld, das ihnen laut Tarif zustand.

Doch mit Opfersinn allein war den Schwierigkeiten nicht beizukommen. Zunächst verfingen sich die neuen Besitzer im Gestrüpp der Paragraphen.

Da nicht alle Arbeitnehmer als Gesellschafter auftreten konnten, griffen die Immenhausener zu einer Organisationsform, die den meisten vom Kegeln und Fußball vertraut war: Sie gründeten einen Verein. Nach der schönen Idee sollte der zehnköpfige Vereinsvorstand die Geschäftsführer anheuern und notfalls wieder abberufen.

Die Rechtsgelehrten im zuständigen Amtsgericht legten sich jedoch quer. Ein Verein, so hieß es, müsse ideelle Zwecke verfolgen; das Anliegen der Glasbläser hingegen sei vom schnöden Mammon bestimmt.

Die Süssmuth-Beschäftigten ebneten den feinen Unterschied überaus diskret ein: Sie kümmerten sich gar nicht drum. Sechs Jahre lang arbeitete der Zehner-Rat für einen Verein, den es gar nicht gab. „Wir haben Schwein gehabt", erinnert ein Glasbläser, „daß wir nichts mit dem Kadi hatten."

Eine glückliche Fügung schaffte den Jung-Unternehmern auch die drükkendste Sorge vom Hals: Für die dringend benötigten Kredite fand sich ein Bürge. Die Carl-Backhaus-Stiftung, „die Lebensaufgabe" eines sozial gesonnenen Unternehmers aus dem Hamburg-nahen Ahrensburg, sprang ein. Die Hessische Landesbank und die gewerkschaftseigene Bank für Gemeinwirtschaft, die zunächst nur lobende Worte für das Beteiligungs-Modell gespendet hatten, pumpten eine gute Million Mark.

Mit dem vielen Geld aber, das merkten die bodenständigen Vereinsführer sehr bald, fingen die Sorgen erst richtig an. Die Banken nämlich nutzten die Notlage aus und quetschten dem unerfahrenen Kunden horrende Zinsen ab; die ohnehin labile Unternehmung schien endgültig zu scheitern.

Mit dem Rücken zur Wand hatte die Süssmuth-Belegschaft noch einmal Glück: Sie fand einen tüchtigen Manager. Mitte der siebziger Jahre wählten die noch verbliebenen 170 Arbeitnehmer den 33jährigen Arnulf Geißler, einen Mitarbeiter der Backhaus-Stiftung, zu ihrem Geschäftsführer.

Bald schon zeigte der neue Mann den staunenden Kleinstädtern im Nordhessischen, wie man es im westdeutschen Wirtschaftsleben zu etwas bringt. Um den verschreckten Fachhandel für die Produkte aus der „roten Hütte" wieder gewogen zu machen, verkündete Geißler: „Wir verkaufen keine Weltanschauung, sondern Glas."

Alsdann beendete Geißler die rechtswidrige Vereinsmeierei: Fortan gehörte die Glashütte einer gemeinnützigen Stiftung der Süssmuth-Beschäftigten. 1978 schließlich half der emsige Manager den Glasmachern auch aus der Finanzklemme: Ein Partner, die Bochumer Neuguß Verwaltungs-GmbH, kaufte den Arbeitern die Hälfte ihres Betriebes ab und brachte damit „richtiges Geld", wie ein Süssmuth-Beschäftigter erinnert, in das Unternehmen.

Die neuen Kompagnons aus Bochum paßten gut in das Beteiligungs-Modell. Der fränkische Industrielle Georg Ludwig Rexroth hatte seine Maschinenfirma an Mannesmann verkauft und den Erlös dazu bestimmt, in sozialambitionierten Projekten Gutes zu tun. Gefördert durch den neuen Arbeitgeber, gelang es den Süssmuthern unter Geißlers Führung und unabhängig von würgenden Kreditzinsen, die Glashütte wieder in Schwung zu bringen.

Durch stramme Rationalisierung wurden die Personalkosten drastisch gedrückt. Statt 1500 verschiedene Artikel verkauft das Unternehmen inzwischen nur noch 400 Produkte, ein Computer überwacht die Lagerhaltung.

Überdies verpaßte Geißler dem Modell-Betrieb ein neues Image. „Das laute Getöse der Sozialromantiker" nämlich, hatte der gelernte Kaufmann erkannt, störte nur den Gang der Geschäfte. Statt dessen stilisierte der Geschäftsführer die Hütte zu einem Hort deutscher Handwerkskunst um. Historische Gläser wie der Fridericus-Pokal oder Napoleons Sherry-Kelch werden in kleiner Stückzahl nachgeblasen und mit gravierten Nummern für mehrere tausend Mark verkauft.

Der Image-Wandel macht sich gut. Jahr für Jahr pilgern über 100 000 Touristen durch die kleine Fabrik und erleben, so Geißler, die „besondere Atmosphäre von Handwerk, Glas und Kunst".

Außergewöhnlich pfleglich gehen auch die Süssmuth-Beschäftigten mit ihrer Firma um. Den Gewinn, den die Hütte neuerdings abwirft, lassen sie sich von der Buchhaltung vorzeigen — um ihn dann in der Firma zu belassen.

So kommt es, daß die Immenhausener heute über ein eigenes Kapital von gut 2,8 Millionen Mark gebieten. Kredite brauchen sie kaum noch. Jetzt „kann schon mal", sagt Geißler, „ein Stürmchen kommen". ◆